Zeitzeugen

aus Baden-Württemberg
erinnern sich an das
Ende des Zweiten Weltkriegs
1945

STUTTGARTER
NACHRICHTEN

Inhalt

Einleitung 3

Zitate 4

Als sich in Prag der Hass entlud 5

Mit dem Hilfskreuzer in Sicherheit 7

Die Feinde sind Menschen wie du und ich 8

Viel Glück im Unglück 10

Böse Russen, gute Russen 12

Ende des Schießens, aber nicht des Leidens 16

Wie ein Junge das Kriegsende erlebte 18

Zusatzmaterial: Das Kriegsende in Fellbach 21

Impressum 22

Einleitung

Als die Stuttgarter Nachrichten 70 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs Leserinnen und Leser dazu aufriefen, ihre Erinnerungen an das Kriegsende einzuschicken, war die Resonanz beachtlich: Täglich erreichten die Redaktion Briefe, E-Mails, Bilder und Anrufe von Zeitzeugen. Über 100 Einsendungen kamen im Laufe des Jahres bei uns an.
Schnell zeigte sich, dass wir einen Schatz an Erinnerungen gehoben hatten. Viele Zeitzeugen hatten neben historischen Fotos auch Originaldokumente von damals aufbewahrt und gaben sich sehr viel Mühe, alles aufzuschreiben. Wir erfuhren von erschreckenden Kriegserlebnissen, aber auch von Augenblicken der Menschlichkeit mitten im Grauen des Konfliktes.

Die meisten Zeitzeugen sind über 80 Jahre alt. Über kurz oder lang werden sie ihre Geschichten nicht mehr selbst erzählen können. Wohl auch deshalb spürten wir bei vielen den Wunsch, ihre Erinnerungen weiterzugeben. „Darum halte ich es für so wichtig, dass man diese Zeit nicht vergisst – damit so etwas niemals wieder geschieht“, schrieb uns eine Leserin.

Dass die Vergangenheit nicht in Vergessenheit gerät, ist auch ein Ziel des Geschichtsunterrichts. Um die Gegenwart zu verstehen, muss man die Geschichte kennen. Deshalb haben wir einige besonders beeindruckende Zeitzeugenberichte für den Schulunterricht zusammengestellt – in der Form, in der sie auch in den Stuttgarter Nachrichten im Rahmen unserer Leserserie erschienen sind. Natürlich ist jeder Zeitzeugenbericht subjektiv und kann die Auseinandersetzung der Schülerinnen und Schüler mit den historischen Fakten nicht ersetzen. Wohl aber bereichern, nachdem die Jugendlichen das nötige Hintergrundwissen haben. Hier setzen wir an.
Als zusätzlichen Service haben wir in Kooperation mit Lehrkräften von Realschulen und Gymnasien zu jedem Zeitzeugenbericht Fragestellungen entwickelt, die sich an den unterschiedlichen Niveaustufen im Unterricht orientieren. Einige davon schlagen den Bogen zur aktuellen Flüchtlingsproblematik.
Als Einstimmung auf die Arbeit mit den Berichten haben wir einige besonders eindrückliche Zitate zusammengestellt. Diese bieten den Schülerinnen und Schülern die Möglichkeit, einen eigenen Zugang zur Thematik zu finden. („Welches Zitat bewegt dich persönlich am meisten? Begründe.“) Sie sind auf Seite 4 zu finden.

Als wir den Einsendern von unserem Projekt berichteten, haben einige von ihnen angeboten, selbst in die Schulen zu gehen und sich den Fragen der Schülerinnen und Schüler zu stellen. Bei Interesse können wir gerne einen unserer Freiwilligen vermitteln. Eine Kontaktadresse dazu steht im Anhang. Wir empfehlen, in jedem Fall ein Vorgespräch mit dem Zeitzeugen zu führen, bevor er in den Unterricht kommt.

Kathrin Brenner
Hauptverantwortliche Redakteurin der Leserserie
„70 Jahre Kriegsende – Leser erinnern sich“

Zitate

„Mein Mann hat seine schlimmen Erinnerungen an seine Kindheit während des Zweiten Weltkriegs bis in seinem nun 75. Lebensjahr immer für sich behalten. Ich weiß, dass es ihn ein Leben lang belastet hat. Darum halte ich es für so wichtig, dass man diese Zeit nicht vergisst – damit so etwas niemals wieder geschieht!“

Inge Stoll, Jahrgang 1947, Stuttgart

„Von Kriegsende bis zu meinem elften Lebensjahr bin ich abends hungrig ins Bett und morgens hungrig aufgestanden. Deshalb wird heute noch kein Stück Brot weggeworfen.“

Lambert Reichelt, Jahrgang 1938, Tamm

„Ich gehe ungern auf Feuerwerke. Die Knallerei ist mir zuwider.“

Paul Bergmann, Jahrgang 1931, Fellbach

„Mit Kindern wurde leider nicht über deren Erlebnisse gesprochen, nicht während des Krieges und auch nicht danach. Jeder hatte mit sich selbst zu tun. Das hatte schlimme Folgen für die Seele – die Bilder des Krieges saßen tief. Hat der Mensch etwas gelernt, was den Krieg betrifft? Nein!“

Luise Israel, Jahrgang 1934, Sindelfingen

„Ich schreibe nicht gerne über diese böse Zeit, weil ich die schlechten persönlichen Erlebnisse noch nicht vergessen habe. Es wird unserer Generation nachgesagt, dass wir traumatisiert sind, was leider stimmt! … Ich bin dankbar, dass ich überlebt habe.“

Helmut Hermann Zweigart, Jahrgang 1935, Aidlingen

Mögliche Impulse

- Erkläre, welche Auswirkungen der Zweite Weltkrieg auf das Leben der Zeitzeugen hat.
- Welches Zitat bewegt dich persönlich am meisten? Begründe.

Als sich in Prag der Hass entlud

Kurt Weiß, Jahrgang 1934, wurde im Alter von zehn Jahren aus seiner tschechischen Heimat vertrieben.

Kurt Weiß (rechts, stehend) mit Mutter und Geschwistern während des Krieges
Foto: Weiß

„Am 1. Oktober 1938 marschierte Hitler mit seinen Truppen in die damalige Tschechoslowakei ein. Böhmen und Mähren wurden im März 1939 in das deutsche Reich eingegliedert. Hitler setzte für dieses Gebiet, das er Protektorat nannte, den Reichs-Protektor Reinhard Heydrich ein. Dieser SS-Obersturmbannführer regierte grausam in Prag. Täglich wurden Tschechen hingerichtet, als Heydrich nach einem Bombenattentat auf ihn starb, richteten die Nazis im Dorf Lidice ein Massaker an.

Diese Ereignissen ließen in vielen Tschechen einen abgrundtiefen Hass auf alle Deutschen wachsen, der sich 1945 entlud. Am 6. Mai 1945 brach in meiner Heimatstadt Prag die Revolution gegen die Deutschen aus, die ein Drittel der Einwohnerzahl der Hauptstadt ausmachten. Bewaffnete tschechische Zivilisten, die sich Partisanen nannten, durchkämmten die Stadtviertel und erschossen alle SS-Leute und Braunhemden. Meine Mutter, meine Geschwister, meine Großmutter und ich (damals zehn Jahre alt) wurden innerhalb von fünf Minuten von Partisanen aus der Wohnung gejagt, mein Vater wurde verschleppt. Wir konnten nur einen kleinen Koffer mitnehmen.

Man brachte uns mit anderen Deutschen in den Keller eines anderen Hauses. Dort begann ein Tscheche uns zu schikanieren. Er zwang uns, abwechselnd aufzustehen und wieder in die Hocke zu gehen. Ältere Frauen, die nicht schnell genug waren, wurden von ihm geschlagen. Kurz danach holte man uns aus dem Keller und trieb uns durch die Straßen. Tschechen strömten aus den Häusern, liefen auf uns zu, spuckten uns an und schlugen auf die Erwachsenen ein.
Nach kurzer Zeit wurden wir in das Wenzels-Kino gebracht, das vier Wochen lang unser Gefängnis sein sollte. Wir schliefen auf dem Fußboden unter den Sitzen. Tagsüber mussten einige Männer große Behälter mit Suppe aus einer Großküche in der Nähe holen. Einer unserer Nachbarn, Herr Dvorak, kehrte von einem solchen Gang nicht zurück. Die anderen Essensträger erzählten, Herr Dvorak sei von einem Tschechen auf der Straße niedergestochen worden und verblute dort.

Dreißig Jahre später erzählte ich als Lehrer des Fanny-Leicht-Gymnasiums Stuttgart im Unterricht davon. Da meldete sich ein Schüler, der auch Dvorak hieß, und sagte: ‚Mein Großvater bekam in Prag zwei Messerstiche in den Rücken. Dann holte ihn ein tschechischer Arzt von der Straße und pflegte ihn wieder gesund.' Ich konnte es nicht fassen. Mein Nachbar war also nicht verblutet. Ich erfuhr, dass er jetzt in Augsburg lebte.
Gern würde ich auch wissen, was aus Horst Kyriss geworden ist: Am Morgen der Vertreibung aus unserer Wohnung brachte uns eine Nachbarin ihren etwa zweijährigen Sohn. Sie ging zur Arbeit und glaubte uns nicht, dass der Krieg verloren sei. Wir haben den kleinen Jungen – er hieß Horst Kyriss – später dem Roten Kreuz übergeben. Er weinte herzzerreißend. Über sein weiteres Schicksal haben wir nie etwas erfahren.

Im Juni 1945 trieb man uns durch die Straßen zu einem Güterbahnhof. Wir wurden wie das Vieh in offene Güterwaggons gestellt und zur Zwangsarbeit aufs Land gebracht, zunächst in das Dorf Damineves. Dort schliefen wir auf Stroh in den Kellerräumen eines Hofguts. Nachts drangen sowjetische Soldaten ein, holten jüngere Frauen und vergewaltigten sie. Tagsüber gaben die russischen Soldaten uns Kindern von ihrer Krautsuppe zu essen. Sie waren freundlicher als die Tschechen zu uns. Nach einigen Tagen wurden alle älteren Deutschen abtransportiert, darunter auch meine siebenundsiebzigjährige Großmutter Antonie Weiß.

Wir haben nie wieder ein Lebenszeichen von ihr bekommen.

Nach einem Monat wurden wir auf einen Bauernhof in dem Dorf Ledce versetzt. Ich mistete den Pferdestall aus und fuhr Jauche mit dem Ochsengespann auf die Felder. Es gab keinen Schulunterricht. Ich verlernte sogar das kleine Einmaleins und vergaß die englischen Vokabeln, die ich am Stephans-Gymnasium in Prag gelernt hatte. Wir schliefen auf Stroh, hatten keine Kleidung zum Wechseln, ernährten uns von Brennnessel-Spinat und Kartoffeln und hatten Läuse und Flöhe."

Aufgaben zum Zeitzeugenbericht von Kurt Weiß

Aufgabe 1:
Arbeite heraus, wie die Tschechen ihrem Hass auf die Deutschen Ausdruck verliehen.

Aufgabe 2:
Erkläre auf der Grundlage des Textes, wie dieser Hass entstand.

Aufgabe 3:
Für Kurt Weiß war „es eine Vertreibung aus der Heimat." Informiere dich über die Geschichte der Deutschen in Prag. Beurteile anschließend die Aussage von Kurt Weiß.

Brennnessel - in Zeiten der Not ein Nahrungsmittel Foto: Fotolia

Mit dem Hilfskreuzer in Sicherheit

Werner Janzen, Jahrgang 1930, berichtet über seine Flucht auf einem Schiff.

„Durch Ihre Serie ‚70 Jahre Kriegsende – Leser erinnern sich' wurde auch ich angeregt, neu darüber nachzudenken, und vor allem, meine Erinnerungen wiederzugeben. Ich bin Jahrgang 1930. Ich erlebte das Kriegsende nicht in Württemberg; erst seit 1953 lebe ich hier. Meine Familie stammt aus dem Weichsel-Nogat-Delta, also östlich der Weichsel. Bei klirrender Kälte ging es im Januar 1945 auf die Flucht. Viel Herumirren in den ersten Wochen, weil niemand wusste, wie es weitergehen soll. Wir saßen in einem Kessel, da die Rote Armee bei Stettin bis an die Ostsee vorgestoßen war. Wir zogen von Dorf zu Dorf, und hinter uns war immer das Dröhnen der Front zu hören.

Danzig 1945 -
Frauen auf der Flucht
Foto: NDR/BBC

Dann Ende März nachts an der brennenden Stadt Danzig vorbei, ein schauriges Bild. So mussten wir wieder auf die östliche Seite der Weichsel. Hier brachten uns Lastwagen der Wehrmacht an die Weichselmündung. Von dort gelangten wir mit kleinen Schiffen bis zur Halbinsel Hela, wo die großen Schiffe auf der Reede warteten. Wir wurden schließlich am 9. April auf den Hilfskreuzer ‚Orion' verladen und kamen in das unterste Deck. Meine Mutter sagte nur immer: ‚Kinder, bleibt hier unten zusammen, wenn das Schiff untergehen sollte, dass nicht einer übrig bleibt.' Wie wir später hörten, ist ein Torpedo 50 Meter vor unserem Schiff gesichtet worden. Wir kamen am 11. April wohlbehalten in Kopenhagen/ Dänemark an.

Welch ein befreiendes Gefühl für mich: Die Stille rings um uns. Vor mir die heile Stadt Kopenhagen mit ihren grünen Kupferdächern. Und vor allem, der Roten Armee entronnen. Wir kamen in Kopenhagen in eine Schule, und am 4. Mai kapitulierte die deutsche Wehrmacht in Dänemark.
Der Hilfskreuzer ‚Orion' machte insgesamt elfmal diese Fahrt und ist zum Schluss von englischen Flugzeugen versenkt worden. Es ist eine große Leistung der deutschen Kriegsmarine, was sie zum Kriegsende getan hat. Mehr als 240 000 Flüchtlinge kamen allein nach Dänemark und außerdem viele nach Schleswig-Holstein. Eine Tat, der ich immer in Hochachtung gedenke."

Aufgaben zum Zeitzeugenbericht von Werner Janzen

Aufgabe 1:
Beschreibe, wie Werner Janzen von seiner Heimat nach Dänemark gelangt.

Aufgabe 2:
Vergleiche die Flucht von Werner Janzen mit Fluchtberichten aus heutiger Zeit.

Aufgabe 3:
Werner Janzen beschreibt, wie er damals Dänemark wahrnahm. Aktuell kommen zahlreiche Flüchtlinge aus verschiedenen Regionen der Welt nach Deutschland, um hier vor Krieg und Terror Schutz zu suchen. Stelle dir einen jungen Kriegsflüchtling vor. Gestalte einen Tagebucheintrag über seine Beobachtungen des Alltags in Stuttgart.

Die Feinde sind Menschen wie du und ich

Christa Knauß , Jahrgang 1926, beschreibt, wie schwer es ihr fiel, mit der neuen Situation zurechtzukommen:

„Am Abend des 19. April 1945 legte sich die Angst wie Blei auf unser Dorf und die Menschen in Waldhausen. Lorch war von den Amerikanern besetzt worden. Wir hörten von Ferne das Grollen der Artillerie und das Rasseln der Panzer, das nicht aufhören wollte. Als es dunkel wurde, war klar, dass die Amerikaner an diesem Tag nicht mehr nach Waldhausen kommen würden.
Wir richteten uns darauf ein, im Keller zu übernachten. Für meine kleineren Geschwister legten wir über die Fässer hinweg Dielen, und darauf kam das Bettzeug. Die Kinder hatten ihren Spaß an den eigentümlichen Betten und erlebten das Ganze als amüsante Unterbrechung des Alltags. Sie erfassten noch nicht den Ernst der Stunde. Anders wir Erwachsenen. Meine Mutter hatte im Ersten Weltkrieg in Lothringen die Besetzung durch die Franzosen erlebt und war deshalb nicht so ängstlich wie ich. Sie hielt sich die Nacht über meist oben in der Wohnung auf und hörte auf die Geräusche, die von Lorch her zu uns drangen. Ich hockte auf der Kellertreppe und passte auf meine Geschwister auf. In meinem Herzen war eine große Traurigkeit darüber, dass nun alles vorbei war: die gemütlichen Heimabende, das gemeinsame Singen, die Wanderungen, das Tanzen und Spielen. Nie wieder werden wir Gemeinschaft in der Hitlerjugend erleben. Mit dem verlorenen Krieg sind auch unsere Ideale und unser Glaube an Deutschland untergegangen. So dachte ich.

Um die Mittagszeit fuhr der erste Panzer ins Dorf, und viele, viele folgten. Mich schauderte es, als ich die Übermacht und den Reichtum an Waffen sah, und ein tiefes Ohnmachtsgefühl ergriff mich, wenn ich an unser armes, zertretenes, ausgelaugtes Deutschland dachte. Mein Vater und ein Nachbar beobachteten den Einzug der Amerikaner. Beide hatten sehr bedenkliche Gesichter und redeten kein Wort, der Zusammenbruch war so groß, dass sie es nicht in Worte fassen konnten. Sie waren ja noch als blutjunge Männer Soldat im Ersten Weltkrieg gewesen und hatten schon einmal das Ende eines verlorenen Krieges erlebt. Alte, vergessene Kriegsnarben bluteten wieder.
Das Leben ging weiter mit viel Hunger und Entbehrung. Bei uns gab es fast jeden Tag Kraut und Kartoffeln. Die Kinder bekamen in der Schule einen weißen Brei, der nach Vanille schmeckte, die sogenannte Hoover-Speisung. Sie bestand aus Magermilchpulver, Haferflocken und Rosinen. Nur unterernährte Kinder bekamen davon.

Als ich einmal mit einem Korb voll Kartoffeln und Gemüse auf dem Heimweg vom Äckerle war, musste ich am HJ-Heim vorbeigehen. An allen Fenstern hingen Amis heraus, sie pfiffen und riefen hinter mir her, ich ging schnell weiter. Auf einmal war ein Ami neben mir und wollte mir meinen Korb abnehmen. Ich erschrak, im Korb war doch unser Mittagessen. Er hatte aber keine böse Absicht, sondern wollte mir den Korb nach Hause tragen. Das wollte ich aber auf keinen Fall, hatte ich doch bis vor kurzem noch hier mit meinen Jungmädeln Dienst gemacht. Das wäre mir wie Verrat vorgekommen. Er ging ein Stück mit, bis ich ihn böse anschaute und den Korb an mich riss. Der Ami drehte sich um und haute ab.

Kartoffeln - ein begehrtes Lebensmittel
Foto: Fotolia

Anfang Mai erlebten meine Familie und ich eine so große Freude, die gar nicht zu beschreiben ist. Eines Abends stand mein älterer Bruder vor der Haustür. Wir umarmten uns, und ich rief ins Haus: ‚Kommt alle, der Hansi ist zurückgekommen, jetzt ist der Krieg aus!‘ Abgemagert, mit zerrissenen, dreckigen Kleidern stand er vor uns, aber er war da, das war die Hauptsache. Er hatte sich, zusammen

mit einem Kameraden, von Dresden bis nach Waldhausen heimlich durchgeschlagen, bettelnd, von Bauernhof zu Bauernhof. Nachdem er in Aalen in einem Auffanglager der Amerikaner Entlasspapiere bekommen hatte, konnte er sich als freier Mann bewegen.

Noch einmal hatte ich eine Begegnung mit amerikanischen Soldaten. Im Sommer trafen wir Mädchen aus der Nachbarschaft uns im Garten und sangen sentimentale Lieder, die meist von Abschied und Tod handelten. Durch unseren Gesang angelockt, kamen die Amerikaner heran. Einer von ihnen konnte ganz gut Deutsch, sein Großvater sei aus Deutschland nach Amerika ausgewandert. Er sang uns einige deutsche Weihnachtslieder vor. Das war eine unerwartete Situation, wir wussten gar nicht, wie wir uns verhalten sollten, sie waren doch unsere Feinde. Da sie aber höflich und anständig waren, ließen wir uns auf ein Gespräch ein. Der Deutschstämmige sagte, er hätte im Deutschunterricht das Lied ‚Ich weiß nicht, was soll es bedeuten' gelernt, und wir sollten es doch singen. Wir sagten, wir dürften dieses Lied nicht singen, weil es von einem Juden sei. Für diese Antwort schäme ich mich heute noch. Was der Ami wohl zu Hause über uns erzählt hat? Wahrscheinlich, dass der Nationalsozialismus und der Rassismus in Deutschland noch fest in den Köpfen der Leute steckt. Wir aber haben die Erfahrung gemacht, dass die ‚Feinde' auch Menschen sind, so wie du und ich, die gottfroh sind, wenn sie wieder heil nach Hause kommen.

Ich selbst hatte mich noch lange nicht vom nationalsozialistischem Gedankengut befreit. Wenn man zehn Jahre lang hört und liest, dass wir die edlen Herrenmenschen sind, dann glaubt man das. So war am Rathaus ein großes Plakat aufgehängt, auf dem riesige Leichenberge von im KZ ermordeten Menschen zu sehen waren. Ich konnte nicht glauben, dass diese Aufnahmen der Wahrheit entsprachen, und hielt sie für Propaganda der Siegermächte, mit der sie uns moralisch demütigen und erniedrigen wollten. So dachte ich damals."

Aufgaben zum Zeitzeugenbericht von Christa Knauß

Aufgabe 1:
Arbeite heraus, wie die einzelnen Familienmitglieder von Christa Knauß das Kriegsende erlebten.

Aufgabe 2:
Vergleiche die unterschiedlichen Reaktionen der Familienmitglieder im Hinblick auf das Kriegsende. Erläutere die Gründe für diese Reaktionen.

Aufgabe 3:
Die Einstellung von Christa Knauß gegenüber den Amerikanern verändert sich im Laufe der Zeit. Beschreibe diese Entwicklung. Belege deine Aussagen.
Erläutere die Ursachen für diesen Wandel.

Viel Glück im Unglück

Helene Miola, Jahrgang 1931, erzählt von der großen Hilfsbereitschaft der Menschen untereinander, die sie nach dem Krieg erfuhr:

Helene Miola

„Ich habe das Kriegsende in Altshausen im damaligen Landkreis Saulgau bei meiner Tante erlebt. Ich war ungefähr 13 Jahre alt. Mein kleiner Bruder und ich waren aus Stuttgart evakuiert worden. Meine Mutter war zur Arbeit in einem Rüstungsbetrieb verpflichtet und mein Vater arbeitete bei einer Spedition und musste Brot nach Russland an die Front transportieren. 1944 besuchten uns die Eltern in Altshausen, es waren die letzten gemeinsamen Tage als Familie, denn schon kurz danach wurde mein Vater in Russland vermisst.
Anfang Mai 1945 forderte der Pfarrer von Altshausen seine Gemeinde während des Gottesdienstes auf, den Ort zu verlassen. Er war überzeugt, dass die SS das örtliche Schloss von Herzog Karl von Württemberg besetzt hatte und deshalb ein schwerer Angriff der Alliierten auf den Ort und seine Umgebung bevorstand.

Nach der Messe packten daher alle Familien hektisch das Nötigste zusammen. In einem kleinen Weiler in der Nähe wurden wir von einem Bauern aufgenommen und verbrachten die Nacht im Stall. Dabei war uns nicht klar, dass zwischen uns und den französischen Soldaten nur noch wenige Kilometer lagen.
Nach der Ankunft der französischen Armee konnten wir ins Dorf zurückkehren. Ich erinnere mich noch gut daran, wie alle Mädchen und Frauen, Gemeindemitglieder, jung wie alt, Gulasch mit Kartoffeln kochten. Jede Familie war verpflichtet, mindestens ein Zimmer für einen Soldaten zur Verfügung zu stellen. Ein Erlebnis aus diesen Tagen ist mir besonders in Erinnerung geblieben: Am Bahnhof von Altshausen blieb ein deutscher Güterzug liegen. Da der Zug verwaist schien, ergriffen wir Dorfbewohner die Chance: Wir nahmen alles, was wir tragen konnten, und luden es auf unseren Leiterwagen. An Mehl und Filzstoff kann ich mich erinnern, sogar das Muster des Stoffes habe ich noch vor Augen. Aus den erbeuteten Stoffen haben meine Tante und andere Frauen später Kleider genäht. Dieser ‚Raubzug' blieb aber nicht lange unbemerkt, die Franzosen griffen hart durch. Manch einer hat deshalb sein Leben verloren.
Anfang 1946 waren wir gezwungen, nach Stuttgart zurückzukehren. Wer bis zu einem vorgeschriebenen Datum nicht in die Stadt zurückgekehrt war, verlor die Wohnberechtigung. Den Weg von Altshausen nach Stuttgart lagen wir auf der Ladefläche eines Lkw unter einer Plane versteckt. Unsere Wohnung in der Heusteigstraße konnten wir nicht mehr bewohnen, weil sie ausgebombt worden war.

Zum Glück lernte meine Mutter durch Zufall an einer Bushaltestelle eine Frau kennen, in deren Haus in der Alexanderstraße noch drei kleine Zimmer frei waren. Wir waren überglücklich, so schnell eine Wohnung gefunden zu haben, denn Wohnraum in Stuttgart war sehr knapp. Aus dieser zufälligen Begegnung entstand eine langjährige Freundschaft.
Zum Überleben benötigten wir dringend die Kriegsrente unseres vermissten Vaters. Diese bekam man jedoch nur, wenn man den vermissten Ehemann für tot erklären ließ. Meine Mutter hatte keine andere Wahl.
Um sich etwas zur Kriegsrente dazu zu verdienen, nähte sie viel für Freunde und Bekannte und ging für eine Mark pro Stunde putzen. Mehr durfte sie nicht verdienen, sonst wäre uns die Kriegsrente gekürzt worden. Gejammert hat meine Mutter nie. Das rechne ich ihr bis heute hoch an.

Die Trauer über den Verlust unseres Vaters und Ehemannes hat uns niemals verlassen. Von seinem Schicksal haben wir bis heute nichts mehr erfahren. Trotzdem erzähle ich meinen Enkelinnen gern über meine Erlebnisse, denn sie haben mich geprägt. Mir ist bewusst, dass

meine Familie unglaublich viel Glück im Unglück hatte. Die Hilfsbereitschaft, die wir von anderen erfahren haben, war das größte Glück."

Aufgaben zum Zeitzeugenbericht von Helene Miola

Aufgabe 1:
Arbeite heraus, mit welchen Schwierigkeiten Helene Miola und ihre Familie konfrontiert waren.

Aufgabe 2:
„Mir ist bewusst, dass meine Familie unglaublich viel Glück im Unglück hatte." Erläutere diesen Satz Helene Miolas.

Aufgabe 3:
Helene Miola erzählt ihren Enkelinnen von ihren Erlebnissen. Nimm dazu Stellung, was junge Menschen aus solchen Berichten an Erkenntnissen und Impulsen für ihr eigenes Leben gewinnen können.

Böse Russen, gute Russen

Ingrid Noller, Jahrgang 1938, berichtet in Auszügen von der langen Flucht aus Großpostwitz (bei Bautzen), die im März 1945 begann, über Wien führte und schließlich im Mai 1946 in Hahnenklee im Harz endete. Zunächst strandeten sie, ihre Mutter, ihre Wiener Oma, die Nucki (ehemalige Kinderfrau der Mutter) und ihre Geschwister in einem Ort namens Rozmital in Tschechien.

Fluchtroute von Ingrid Noller und ihrer Familie

Rozmital

„Dann kam der 8. Mai und das Ende des Krieges. Alle Deutschen, die sich in Rozmital aufhielten, wurden in der dortigen Schule interniert. Wir sechs Gestrandeten wurden mit zehn bis zwölf weiteren Personen in eines der Klassenzimmer im ersten Stock eingewiesen. Wir bekamen Essen von den Tschechen, das im Erdgeschoss ausgeteilt wurde. Da meine Oma Probleme mit der Hüfte hatte, blieb sie immer alleine im Klassenzimmer, während wir unten anstanden. Ich werde den Tag nie vergessen, an dem ich noch mal schnell ins Klassenzimmer lief. Ich blieb oben wie angewurzelt stehen: meine Großmutter in einem lauten Streit mit einem mongolischen Russen in Uniform, der einen Kopf kleiner als sie war. Er wollte von ihr eine Uhr haben, weil er beim Durchwühlen des Gepäcks bei irgendwem ein Uhrenarmband gefunden hatte. Meine Oma versuchte ihm klarzumachen, dass die Uhr schon ein Kamerad geholt hätte, aber das ließ er nicht gelten oder verstand es nicht. Weil es sehr warm war, standen die Fenster offen, und da hob dieser kleine, wütende Russe meine Oma hoch und wollte sie aus dem Fenster schmeißen. Da erwachten meine Lebensgeister wieder: Ich rannte hin, zerrte ihn rechts und links an seinen ausladenden Breecheshosen und schrie, was nur aus mir rauskam. Plötzlich bemerkte er mich, sah mich ganz erstaunt an, stellte meine Oma vorsichtig auf den Boden und verschwand.

Eines Tages mussten wir aus der Schule ausziehen und wie Gefangene in einer langen Reihe zu Fuß zu unserer nächsten Unterkunft laufen – einer nahe gelegenen Ziegelei. Sie bestand aus einem Balkengerüst mit Dach. Jede Nacht kamen die Russen, vergewaltigten die Frauen oder nahmen sie mit, angeblich zum „raboti“ (arbeiten). Eines Nachts kam ein Russe und beugte sich über meine Mutter. Zum Glück hatte sie sich für den Marsch von der Schule zur Ziegelei ihre Bergstiefel mit genagelten Sohlen angezogen, weil man ja nicht wusste, wie weit wir laufen mussten. Sie hatte die Schuhe nachts anbehalten – wegen der Russen. Sie holte aus und trat dem Russen in den Bauch. Anschließend, erzählte sie, habe sie nur noch die Augen zugemacht und darauf gewartet, erschossen zu werden. Als eine Zeit lang nichts passierte, machte sie die Augen vorsichtig auf, und der Russe war

weg. Von da an schlief sie jeden Abend an unserem Kopfende quer liegend mit Stroh zugedeckt, damit die Russen sie nachts nicht zu sehen bekamen. Das war eigentlich das erste Mal, dass ich wirklich Angst hatte, weil ich merkte, dass meine Mutter Angst hatte.

Nun gab es eine russische Kommandatur in Rozmital, wohin eine Abordnung aus dem Lager geschickt wurde, um sich über die Überfälle der Russen zu beschweren. Der Kommandant hörte sich die Beschwerden an und empfahl, wenn nachts die Russen wieder über uns herfielen, sollten wir alle zusammen um Hilfe rufen. Die Kommandatur war nicht weit von der Ziegelei entfernt, und bei 700 Menschen, die um Hilfe rufen, würde er das schon hören und kommen, um für Ordnung zu sorgen. In der darauffolgenden Nacht kamen die Russen wieder. Wie ein Orkan klangen die Hilferufe durch die Nacht. Der Kommandant war umgehend zur Stelle und rief ein paar russische Kommandos. Sofort sprangen etliche Russen, die hier zugange waren, aus dem Gebäude hinunter. Einer war so blöd, und versuchte sich oben im Gebälk über uns zu verstecken. Der Kommandant bemerkte das aber, leuchtete mit seiner riesigen Taschenlampe nach oben. Er rief einmal, er rief ein zweites Mal, aber der verängstigte Mensch klammerte sich nur an das Gebälk. Da nahm der Kommandant seine Pistole, zielte nach oben, schoss, und der Mann fiel mausetot etwa fünf bis sechs Meter von unserem Schlafplatz entfernt auf den Bretterboden. Sie ließen ihn die ganze Nacht dort liegen und holten ihn erst am anderen Morgen ab. Ich habe es immer vermieden, über den eingetrockneten Blutfleck zu gehen. Dies war die schrecklichste Nacht, die ich bis dahin erlebt habe. Zum Glück war ich noch zu klein, um das ganze Ausmaß der Schrecken zu begreifen.

Foto aus dem Familienalbum:
Ingrid Noller (re.) mit ihrer kleinen Schwester Monika auf dem Schoß, links ihre Mutter mit dem kleinen Gerhard an Ostern 1945 in Rozmital
Foto: Noller

Bald wurden wir in einen alten Getreidespeicher gebracht. Die Latrine war unten im Freien. Es war ein rund zehn bis 15 Meter langer Graben, vor dem ein paar Pfosten in den Boden gehauen waren. Von einem zum anderen Pfosten waren Schwartenbretter genagelt, auf die man sich setzte, um sein Geschäft hinter sich in den Graben zu machen. Es saßen Männlein, Weiblein, Kinder durcheinander. Es war sehr unmenschlich. Das ‚Essen', das wir bekamen, konnte als solches nicht bezeichnet werden. Die Russen versorgten uns mehr schlecht als recht mit Nahrung. Die armen Schweine hatten ja selber fast nichts. Wir bekamen jeden Tag nur eine komische Wassersuppe, die ganz grau war und in der ein paar nicht zu definierende Bröckelchen und hin und wieder ein Fettauge rumschwammen. Als meine Mutter eines Tages sagte, die Suppe sehe aus wie Spülwasser, wurde uns klar – es war Spülwasser. Auch für die Kleinkinder gab es nur wässrige Magermilch. Sie wurden immer schwächer, und so kam, was kommen musste: Viele von ihnen wurden krank. Es brach eine Masern- Epidemie aus, und auch unsere Monika erwischte diese heimtückische Krankheit. Die Kleine hatte keine Widerstandskräfte, und als dann noch eine Lungenentzündung dazukam, konnte man ihr nicht mehr helfen. Mutti erwirkte durch langes Bitten und Betteln, dass sie mit Monika noch nach Rozmital zu einem Arzt gehen durfte. Der sagte ihr aber, er habe für deutsche Kinder keine Medikamente übrig, denn die, die er habe, reichten nicht mal für die tschechischen Kinder. So musste unsere Monika sterben – sie wurde neun Monate alt. Für mich war das eine ganz entsetzliche Katastrophe. Ich habe zwei Tage und eine Nacht ununterbrochen geweint, ich konnte einfach nicht mehr aufhören.

Unterwegs

Immer wieder wurden Leute aus dem Getreidespeicher abtransportiert. Eines Tages bekamen wir unsere Pässe zurück und wurden auf einen Lkw verfrachtet. Nach ein paar Kilometern hielt er mitten im Wald, und wir mussten aussteigen. Es hieß, wir sollten einfach der Straße folgen. Bald waren wir aus dem Wald heraus und liefen auf einer Straße, an der es rechts und links steile Böschungen runterging. Am Ende der Böschung lagen Menschen, die laut Mutti schliefen. Ich denke aber, sie waren tot. Dort lagen auch allerlei Dinge, vermutlich gehörten sie den Toten. Mutti holte sich ein paar kratzige Pferdedecken, die wir gut

gebrauchen konnten, und eine leere Handtasche, in die meine Oma alles, was sie bisher am Körper getragen hatte, hineintat. Weil Oma nicht mehr so gut laufen konnte und Nucki sehr schwach war, stützte meine Mutter beide. Eine junge Frau, die wir beim Transport im Lkw kennengelernt hatten, schob den Kinderwagen. Irgendwann konnte meine Mutter, ebenfalls sehr geschwächt, die beiden Alten nicht mehr zusammen stützen. So brachte sie erst die eine ein Stück nach vorne, lief zurück und holte die andere. Auf diese Weise legte sie einen Teil des Weges eigentlich dreimal zurück. Auf einmal blieb meine Mutter stehen, schaute uns ganz komisch an und sackte lautlos in sich zusammen. Sie brauchte dringend Wasser und etwas zu essen, so wie wir alle, waren wir doch schon stundenlang mit völlig leerem Magen unterwegs.

Durch das langsame Vorwärtskommen hatten wir die anderen Leute von unserem Lkw längst aus den Augen verloren – niemand war da, der uns helfen konnte, außer der jungen Frau. Sie ließ den Kinderwagen bei Oma und Nucki und nahm nur mich mit, denn sie hatte in einiger Entfernung ein Gehöft entdeckt. Wir liefen dorthin in der Hoffnung, jemanden zu finden, der uns helfen konnte. Es war ein Schock, als wir in dem Gehöft ankamen und dort nur zahlreiche Russen vorfanden. Die Frau versuchte, ihnen klarzumachen, was wir wollten. Einer von ihnen verstand und lief mit uns zur Straße. Er hob meine Mutter auf und trug sie bis zum Hof. Dort erwartete uns fast ein Paradies, nach all dem, was wir bisher erlebt hatten. Die Russen gaben uns zu essen und meiner Mutter eine Medizin, vermutlich irgendein Kreislaufmittel. Die Kinder bekamen gute Milch.Wir durften in der großen Küche die Nacht verbringen. Die Russen waren sehr freundlich. Am anderen Morgen kam ein Auto, das die Milch von dem Bauernhof abholen sollte, um sie nach Prag in eine Molkerei zu bringen.

Prag

Der Russe, der uns geholfen hatte, zwang den Fahrer, uns mit nach Prag zu nehmen. Der Milchmann hat uns am Stadtrand von Prag aus dem Auto geschmissen und meiner Großmutter, die noch ein paar Brocken Tschechisch sprach, erklärt, wie wir zur österreichischen Botschaft kommen. Als wir die Botschaft gefunden hatten, meldeten wir uns dort als gestrandete Österreicher.

Unterwegs

Irgendwann hieß es, es gebe einen Transport nach Wien. Das war ein langer Zug mit oben offenen Kohle-Güterwaggons. Die Böden der Waggons waren voller Kohlenstaub. Mit Kartonstücken schoben die Frauen den Staub mühsam aus dem Waggon, um einen halbwegs sauberen Sitzplatz zu haben. Die Fahrt von Prag nach Wien dauerte eine Woche.

Wien

Irgendwo in einem weit außerhalb gelegenen Güterbahnhof endete sie, und wir mussten sehen, wie wir in die Stadt kamen. Wir schleppten uns mehr tot als lebendig durch fast menschenleere Straßen. Da kam eine ältere Frau – die war total erschüttert von unserem Aussehen. Sie rief: ‚Ja, wo kommt's ihr denn her?' Als wir erzählten, woher wir kamen, nahm sie uns spontan mit zu sich nach Hause. Ich kann das heute noch nicht begreifen. Wir waren vier Erwachsene, zwei Kleinkinder und ich. Ich kann mich noch erinnern, dass sie mich in die Badewanne steckte und anschließend in ein weißes, frisch bezogenes Bett legte. Sie deckte mich mit einem dicken Federbett zu – ich dachte, ich sei im Himmel. Am anderen Tag hat meine Mutter versucht, in die Innenstadt zu kommen. Als sie am Abend wieder zurückkam, brachte sie eine Hiobsbotschaft mit. Omas Wohnung war während ihrer Abwesenheit aufgebrochen worden, und man hatte so ziemlich alles gestohlen. Aber wir hatten eine Wohnung, die nicht von Bomben zerstört war – wenigstens ein Dach über dem Kopf. Und wir waren auch nicht mehr sehr verwöhnt.
Ende August ging die Schule los. Ich kam in die zweite Klasse, weil ich schon lesen konnte. Wie man sich denken kann, war ich total neben mir – heute würde man sagen, traumatisiert.

Damals hat sich kein Mensch darum gekümmert, wie es mir geht. Ich erinnere mich noch, als wir einmal in einem kleinen Tante-Emma-Laden einkaufen waren. Ich sollte draußen bei Gerhard und dem Kinderwagen bleiben, bis meine Mutter aus dem Laden kam. Plötzlich fuhr ein offener Jeep vorbei. Ein dunkelhäutiger Amerikaner saß am Steuer. Es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich einen ‚Neger' sah, außer dem ‚Sarotti-Mohren' hatte ich noch nie so einen Menschen gesehen. Ich erstarrte zur Salzsäule, als der Beifahrer, ein Weißer, über die ungeöffnete Tür des Jeeps sprang, Gerhard und mich fotografierte und uns einen kleinen Schokoriegel in den Kinderwagen warf. Danach sprang er in den Jeep, und die beiden fuhren weiter. Als meine Mutter aus dem Laden kam, fragte sie mich, ob ich ein Gespenst gesehen hätte, weil ich so entgeistert geschaut habe. Als ich ihr erzählte, was los war, lachte sie, und wir durften die Schokolade essen. Sie schmeckte himmlisch.

Hahnenklee

Meine Mutter hatte schon lange versucht, irgendwie zu unserem Vater, von dem wir ja nicht mal wussten, ob er noch lebte, Kontakt aufzunehmen. Zunächst wurde kein Brief, den sie nach Deutschland geschrieben hatte, beantwortet. Dann schrieb sie an die Familie, bei der meine Großeltern jedes Jahr ihre Sommerferien verbracht hatten. Das Wunder war geschehen: Mein Vater hatte sich nach Kriegsende dorthin durchgeschlagen. Wir fuhren nach Braunschweig und von dort nach Hahnenklee im Harz, wo wir meinen Vater im Mai 1946 wiedersahen. Die Freude war groß."

Aufgaben zum Zeitzeugenbericht von Ingrid Noller

Aufgabe 1:
Nenne die verschiedenen Etappen der Flucht und halte die jeweiligen Erlebnisse stichwortartig fest.

Aufgabe 2:
„Ich dachte, ich sei im Himmel." Erläutere diesen Satz und berücksichtige dabei andere Fluchterlebnisse Ingrid Nollers.

Aufgabe 3:
Vergleiche das Verhalten der Menschen gegenüber den Flüchtlingen.

Aufgabe 4:
„Flucht, wie Ingrid Noller sie erlebte, findet auch heute noch statt." Überprüfe diese Aussage anhand aktueller Berichte von Kriegsflüchtlingen (zum Beispiel aus Syrien).

Ende des Schießens, nicht des Leidens

Hanns Biering, Jahrgang 1925, war vor 70 Jahren Kriegsgefangener.

„Den Waffenstillstand erlebte ich in Tuttlingen, in einem Sammellager für Kriegsgefangene. So an die 10 000 Soldaten werden wir dort gewesen sein. Mit Erleichterung nahmen wir das Ende des Schießens, des Bombenschmeißens auf, aber als Befreiung konnte wohl keiner die Stunde empfinden.

Nachdem wir uns am 30. April bei Leutkirch hatten ergeben müssen, verbrachten wir einige Tage in einem Lager in Urlau. Am Morgen des 8. Mai 1945 trafen wir in Tuttlingen ein. Dort wurden wir gründlich gefilzt. Bei mir gab es nichts mehr zu holen. Ich war schon vom lästigen Privateigentum befreit worden. Ehe sich das Lager füllte, machte ich einen Rundgang und betrat – verbotenerweise – die Baracken. Ich traf auf einen russischen Professor, der seine wenigen Habseligkeiten packte. Für meine restlichen 80 Reichsmark verkaufte er mir etwas Brot und eine Tüte Makkaroni. In einem anderen Raum fand ich Kartoffeln, stopfte mir Taschen und Kochgeschirr voll und floh rechtzeitig, als ein französischer Unteroffizier kam. Wen er erwischte, der musste die Kartoffeln abgeben, und er schoss ihm mit seinem US-Army-Revolver ins Kochgeschirr – ein herber Verlust.

Das Foto zeigt zwei der ersten deutschen Kriegsgefangenen, die von Soldaten der alliierten Truppen nach deren Landung an der Küste der Normandie/ Frankreich am 6. Juni 1944 abgeführt werden. Foto: dpa

Unsere Bewacher waren Franzosen, die meisten so alt wie ich damals, 19, 20 Jahre. Sie fühlten sich als Elite, als Sieger, schrien und schossen herum. Einer ihrer Offiziere hatte sich in einem benachbarten Wohnhaus etabliert, saß auf dem Balkon und schoss ins Lager, wenn ihm etwas nicht gefiel.
Nach längerem Anstehen erhielten wir etwas Suppe, herangeschafft und ausgeteilt vom örtlichen Roten Kreuz. Eine Helferin erzählte mir, dass die jungen Soldaten zwar Wichtigtuer seien, aber keine Frauen vergewaltigen würden, so wie es die Marokkaner getan hatten. Auf meinem weiteren Rundgang traf ich am Lagerzaun Angehörige der Indischen Legion, als britische Soldaten in Afrika gefangen genommen und dann der Legion beigetreten. Sie pflückten Brennnesseln. In Englisch erklärte mir einer, dass die Vitamine lebensnotwendig seien bei der schlechten Ernährung. Mit Holz herumliegender Kisten machten wir ein Feuer und kochten in einer großen, leeren Konservendose Suppe. Ich spendete meine Makkaroni. In der Nacht, die wir im Freien zubrachten, konnten wir kaum schlafen. Die Bewacher begrüßten den Waffenstillstand mit einer wüsten Schießerei. Leuchtkugeln aller Farben zogen Lichtspuren.

Am Morgen des 9. Mai mussten wir antreten, nach Waffengattungen, nach Divisionen, nach Regimentern. Französische Offiziere nahmen die Zahlen auf. Einige Traumtänzer unter uns, die uns schon bisher mit ihrem Glauben an die Wunderwaffen auf die Nerven gegangen waren, waren überzeugt, dass wir wieder zu kampfkräftigen Einheiten zusammengestellt würden, um mit den Amis und Franzosen gegen die Russen anzutreten. Die armen Irren! Ein französischer Offizier bestätigte mir später, dass seine Abwehr genau wissen wollte, gegen wen man gekämpft hatte. Am 12. Mai trafen wir im Gefangenenlager in Paris ein. Für die meisten dauerte der Aufenthalt zwei bis drei Jahre.“

Aufgaben zum Zeitzeugenbericht von Hanns Biering

Aufgabe 1:
Arbeite heraus, wie Hanns Biering den 8. Mai 1945 erlebte.

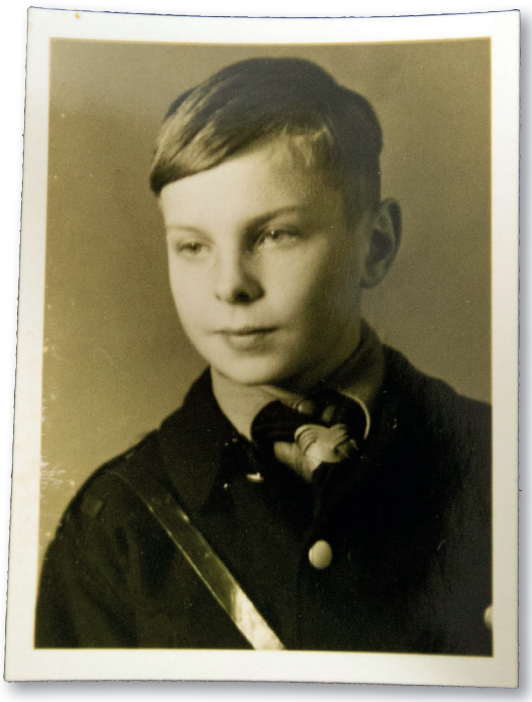
Aufgabe 2:
„…aber als Befreiung konnte wohl keiner die Stunde empfinden.“ Erkläre diesen Satz.

Aufgabe 3:
„Der 8. Mai war ein Tag der Befreiung“, sagte der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker 1985 im Bundestag in einer Rede 40 Jahre nach Kriegsende. Beurteile diese Aussage.

Wie ein Junge das Kriegsende erlebte

Paul Bergmann , Jahrgang 1931, schrieb ab 1944 Tagebuch und zeigt seine Aufzeichnungen.

Eine „heitere Grundstimmung“ wird Paul Bergmann im Schulzeugnis aus dem Jahre 1940 bescheinigt – und er hat sie sich bis heute bewahrt, trotz einer Kindheit im Zweiten Weltkrieg. 1931 geboren, wuchs er mit zwei älteren Schwestern und einem jüngeren Bruder in Fellbach auf. Viele Dokumente aus dieser Zeit hat er aufbewahrt. Bergmann schlägt vorsichtig ein kleines Büchlein auf, eng beschrieben mit kindlicher Schrift. „Mit 13 Jahren habe ich 1944 begonnen, Tagebuch zu schreiben“, erzählt er. Was es zu essen gab, was in der Schule passierte,wie das Wetter war – er hat Alltägliches ebenso festgehalten wie die Luftangriffe der Alliierten, das Ende des Krieges und die Besatzung der Amerikaner und Franzosen.



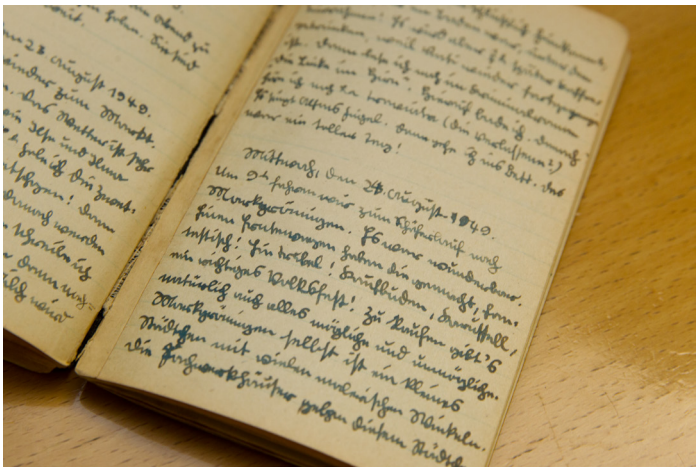
Das Foto von Paul Bergmann zeigt ihn in der Uniform des Jungvolks
Foto: Bergmann

Bergmann war Jungenschaftsführer im Jungvolk. „Uns wurde immer eingetrichtert, dass es einfach dazugehört, Soldat zu sein“, erzählt er. Sein Zeichenheft zeugt davon, wie sehr die Kinder der NS-Propaganda ausgesetzt waren: Rote Hakenkreuzflaggen und Kriegshandlungen zieren die Seiten. „Man hat uns genau gesagt, was wir zeichnen sollen.“ Auch in den Schulaufsätzen ging es um Kriege und Waffen. Als sich die Alliierten der Stadt näherten, vergrub der Junge seine HitlerJugend-Unterlagen im Garten, unter der Besatzung verbrannte er sie schließlich aus Angst.

Was bedeutete das Kriegsende für ihn? Bergmann überlegt kurz. Dann sagt er: „Dass man keine Angst mehr haben muss. Dass es mehr zu essen gibt. Dass etwas Neues kommt.“ Doch zunächst machte sich Enttäuschung breit. „Tatsächlich gab es noch weniger zu essen, es gab Ausgangssperren und Übergriffe der alliierten Soldaten. Das war ein Schock“, beschreibt Bergmann die Situation direkt nach Kriegsende. Gerade die Franzosen hätten geraubt, geplündert und vergewaltigt. Insofern sei es eine Erleichterung gewesen, als Fellbach schließlich unter US-amerikanische Besatzung fiel: „Aber nun sind wir endlich amerikanisch“, schrieb Bergmann am 19. September 1945 in sein Tagebuch. Damals fing für ihn „der wirkliche Friede“ an.

Es sei zunächst schwierig gewesen, mit der neuen Freiheit umzugehen. „Wir wussten ja vorher gar nicht, dass wir unfrei waren. Wir kannten es bis Kriegsende gar nicht anders“, sagt Bergmann. Sein christlicher Glaube hat ihm schließlich Orientierung gegeben. Bereits unter der Naziherrschaft hatte seine Mutter ihn evangelisch erzogen. „Der Glaube war mir immer sehr wichtig, schon im Krieg. Bei den Luftangriffen haben wir im Keller gebetet“, sagt er. Welche Gräueltaten die Nazis begangen hatten, konnte Bergmann zunächst nicht glauben. In der Schule musste er einen Film darüber ansehen. „Das war so entsetzlich, dass ich es sofort verdrängt habe“, gibt er zu. Auch im Elternhaus spielte das Thema nie eine Rolle. „Als Kinder hatten wir zu gehorchen, wir kamen gar nicht auf die Idee, Fragen zu stellen.“ Bei seiner Mutter, sagt Bergmann, sei jedoch eine gewisse Abneigung gegen das Regime spürbar gewesen. Heutzutage, hat Bergmann den Eindruck, seien Zeitzeugen von damals „weniger gefragt“. Doch für den 83-jährigen Großvater sind die Kriegserlebnisse noch immer sehr präsent. „Ich gehe zum Beispiel ungern auf Feuerwerke. Die Knallerei ist mir zuwider.“

Der Artikel „Wie ein Junge das Kriegsende erlebte“ von Kathrin Brenner ist am 4. Mai 2015 in den Stuttgarter Nachrichten erschienen



Das Tagebuch Paul Bergmanns Foto: Bergmann

„Jetzt kommt dann bald der Friede“

Auszüge aus Paul Bergmanns Tagebuch (teilweise gekürzt, aber unverändert):

Sonntag, den 22. 4. 1945
Es ist ein richtiges Aprilwetter. Strom ist weg. Ich schlief bis 11 Uhr. Heute erfuhren wir, daß sich Stuttgart und Umgebung gestern Abend um 22 Uhr übergeben hätte. Dieser Befehl kam aber nicht nach Waiblingen, deshalb schoßen sie noch nach Fellbach. Es fuhren Panzer und Autos auf der Landstraße voll mit Amerikanern Richtung Stuttgart. (. . .) Der Stadtkommandant der Stadt Fellbach gab bekannt, daß 1. Wer im Besitze einer Waffe, Seitengewehrs, Fotoapparats und Fernrohrs ist, muß sie bis morgen 8 Uhr in der Schule an der Lutherkirche abgeben. 2. Wehrmachtsangehörige müssen sich ebenso melden. Man darf keinen Wehrmachtsangehörigen beherbergen. 3. Ab Montag ist die Ausgangszeit der Zivilbevölkerung folgende: Von 7–9 Uhr, mittags von 15–19 Uhr. In dieser Zeit darf man auf der Straße bleiben.

Mittwoch, den 25. 4. 1945
Heute kamen wieder neue Truppen. Wir mussten aus unserem Haus. Die ganze Nachbarschaft half uns. Wir gingen in die Wohnung von (. . .) Berlin sei topfeben, es würde nichts mehr stehen, in München seien Straßenkämpfe, in drei Tagen sei es mit Deutschland aus. Hoffentlich ist das alles nicht wahr. (. . .)

Mittwoch, den 02. 05. 1945 I
Ich schlief gut. Papa sagte mir: Gestern Abend um 11 Uhr kam durch, daß der Führer gestern Mittag auf seinem Gefechtsstand gefallen ist. Ich aß heute Morgen alles zugeteilte Brot. Heute Mittag gab es Kartoffelsalat, (vorneweg eine Suppe), Soße mit Eibröckel drin. (. . .)

Donnerstag, den 03. 05. 1945
Opas Geburtstag. Opa wird jetzt 69 Jahre alt. Heute Morgen haben wieder einige Leute Wein geplündert. Sie sind auf dem Rathaus zur Schau gestellt. Die Ausgangszeit ist ab sofort wieder folgende: Von morgens 7 Uhr bis abends 7 Uhr. Heute Mittag gab es Spinat, Kartoffeln. Als Nachtisch Rhabarbergrütze. Nachmittags waren wir an der Landstraße und schauten den amerikanischen Autos zu. Da gibt es große Spezialwagen, die bis zu 30 Gummireifen haben. Berlin hat sich ja ergeben. Jetzt kommt dann bald der Friede. Abends gab es Bratkartoffeln mit Salzgurken, Essiggurken und in Essig gelegte Kürbisse. (. . .)

Dienstag, den 08. 05. 1945
Heute Morgen grub ich die HJ-Sachen aus, obwohl es Mutti verboten hatte. Mutti schimpfte und gab mir eine hinter die Ohren. Ich behielt die Büchlein zurück und gab nur die Zeitungen her. Die Büchlein tat ich in eine Schachtel auf der Bühne. Mutti wäscht. Papa muß ab heute Morgen beim Schneck arbeiten (. . .) Dann hörte ich Nachrichten vom Radio Luxemburg. Es hieß u. a.: Die Kapitulation tritt am Mittwoch, den 9. Mai 1945 um 0.01 Uhr in Kraft. Als Siegestag gilt der heutige Tag.

Donnerstag, den 10. 05. 1945
Himmelfahrtstag. (. . .) Wir werden jetzt endgültig amerikanisch. Prima, sehr gut!

Aufgaben zum Zeitzeugenbericht von Paul Bergmann

Aufgabe 1:
Beschreibe, wie das Leben für Paul Bergmann zur Zeit des Kriegsendes aussieht.

Aufgabe 2:
Erläutere, inwieweit die nationalsozialistische Propaganda auch das Leben der Kinder erfasste. Erkläre, welches Ziel die Nationalsozialisten damit verfolgten.

Aufgabe 3:
Beurteile, inwieweit diese Propaganda bei Paul Bergmann gewirkt hat.

Aufgabe 4:
Überprüfe, ob die Schilderungen des 13-jährigen Paul mit den historischen Tatsachen übereinstimmen.
(Siehe Zusatzmaterial „Kriegsende in Fellbach“)

Zusatzmaterial: Das Kriegsende in Fellbach

Am 22. April 1945 erfolgt der Einmarsch der Amerikaner gegen 15 Uhr, von Waiblingen aus kommend. Es gibt Plünderungen in Fellbach. Am 29. April wird die Stuttgarter Militärregierung an die Franzosen übergeben. Fellbach ist Niemandsland. Einen Tag später wird Alfons Meyer kommissarischer Bürgermeister (bis zum 23. Juni). Vom 3. Mai bis 6. Juli steht Fellbach unter französischer Besatzung. Am 15. Juni wird Heinrich Schnaitmann von der französischen Militärregierung als Bürgermeister eingesetzt. Am 3. Juli wird Fellbach durch eine Verfügung der französischen Militärregierung nach Stuttgart eingemeindet. Die Militärregierung in Schwäbisch Gmünd hebt die Verfügung am 18. Juli auf. Am 8. Juli wird Stuttgart schließlich an die Amerikaner übergeben. Der Stadtkommandant hieß Ernst Heid und hatte seine Befehlsleitstelle im Bunker unter dem Alten Rathaus.

Die Hitlerjugend / der Bund Deutscher Mädchen

1936 wurde die Hitlerjugend (HJ) mit dem männlichen Teil (HJ) und dem Bund deutscher Mädchen (BdM) durch Gesetz zur deutschen Staatsjugend: „Die gesamte deutsche Jugend ist . . . in der Hitlerjugend körperlich, geistig und sittlich im Geiste des Nationalsozialismus . . . zu erziehen“, hieß es. In der Praxis dominierte die Körperertüchtigung, auch bei den Mädchen.

Die Fellbacher HJ sowie der BdM waren sehr rührig, sichtbar am Freizeit- und Fahrtenprogramm. „In Cannstatt gab es vieles von dem nicht“, so der Schriftsteller Reinhard Gröper, Jahrgang 1929. Uniformen mit Rangabzeichen wie beim Militär wurden Vorschrift. Mit dem Kriegsverlauf wurden auch die Mädchen immer stärker zu Hilfsdiensten herangezogen. Fellbach gehörte zum HJ-Untergau Süd-Württemberg.

Impressum

Projektleitung
Kathrin Brenner, hauptverantwortliche Redakteurin (k.brenner@sir.zgs.de)

Redaktionelle Mitarbeit
Lisa Welzhofer, Rainer Feuerstein, Hanna Spanhel, Adrian Lobe

Gestaltung
Eva Dähne, Laura Hoß, Christiane Klos

Mitarbeit und pädagogische Betreuung
René Wollnitz, Lehrer
Dr. Ralf Beckmann, Stadtarchiv Fellbach

Kontaktadresse für die Vermittlung von Zeitzeugen
(bitte mit Betreff „Zeitzeugen“)
land@stn.zgs.de

Weitergehende Angebote
Stadtarchiv Fellbach
Dr. Ralf Beckmann
Schillerstr. 8
70734 Fellbach
Tel.: 0711 / 58 51-391
E-Mail: stadtarchiv@fellbach.de

Führungen durchs Pressehaus Stuttgart
Anmeldung unter
Tel.: 07 11 / 72 05 - 1901

Verlag
Stuttgarter Nachrichten Verlagsgesellschaft mbH
Chefredakteur: Dr. Christoph Reisinger
Plieninger Straße 150
70567 Stuttgart